

„Nichts ist sicher“

Vorschläge für einen realistischen Bevölkerungsschutz

| MARTIN VOSS | **Wie können wir uns vor Katastrophen schützen? Die Antwort erfordert ein Umdenken im Umgang mit Krisen, meint der Autor und fordert mehr Forschung.**

Hochwasser in Deutschland und der Türkei, Brände in Südeuropa, Hunger in Äthiopien, Erdbeben auf Haiti, humanitäre Krise im mittleren Osten, eine nicht enden wollende Pandemie – dass Krisen und Katastrophen ein lohnenswerter Forschungsgegenstand sind, erscheint immer weniger erklärungsbedürftig. Ein diesen Herausforderungen angemessenes Forschungszentrum gibt es aber weder hierzulande, noch weltweit. Ein Weckruf.

Für Sozialwissenschaftlerinnen und Sozialwissenschaftler lautet die alles zentrierende Frage, wie Gesellschaft überhaupt möglich ist. Nur wenige fragen hingegen danach, was bleibt, wenn Gesellschaft zerfällt. Lars Clausen, Soziologe und Gründer der Katastrophenforschungsstelle (KFS), interessierte genau dies. Seine Antwort: Nichts ist dem Menschen sicher, Kultur als Bedingung des modernen Menschseins ist fragil. Lars Clausen zeigte, wie diese kulturellen Grundlagen katastrophal zersetzt werden können, eigens durch den Menschen selbst. Sogenannte „Naturkatastrophen“, „Technikkatastro-

phen“ und so weiter mit einem definierten Anfang und Ende, mit einer bestimmten räumlichen Ausdehnung, mit erwartbaren Verlaufsformen, diese Art Katastrophen sind für ihn längst nicht das Schlimmstmögliche und dies ins Bewusstsein zu heben, darin sah Clausen die allererste Aufgabe der Katastrophenforschung.

Hinter dem, was wir hierzulande als Katastrophe aus der jüngeren Vergangenheit kennen, lauert stets die noch viel größere, erstere ist nur deren Symp-

»Dass wir hier noch immer in die falsche Richtung schauen, zeigt die öffentliche Debatte der jüngsten Katastrophe.«

tom. So lange sich der Bevölkerungsschutz nur auf diese Symptome richtet, bleibt er blind für die ihnen ursächlich zugrunde liegenden Veränderungen in der Gesellschaft, die vielleicht eine Weile durch kleinteilige Maßnahmen oder technische Innovationen aufgefangen, die aber schließlich in durchaus sehr kurzer Zeit derart manifest werden können, dass alle Korrekturversuche dann nur mehr ins Leere laufen, weil die Fundamente der Ordnung, also letztlich auch des Bevölkerungsschutzes selbst, nicht mehr tragen. Wenn sich aktuell ein Unbehagen ausbreitet, eine „Krisenstimmung“, dann sollte das der Moment sein, nach den tieferliegenden Ursachen zu fragen. Das spricht die Sozialwissenschaften an.

Katastrophen sind ein Kultur-, Organisations- und Ressourcenproblem. Nicht die Gefahr „dort draußen“, son-

dern wie wir die Welt betrachten und die Ressourcenausstattung und -verteilung „hier drinnen“, in der Gesellschaft selbst, geben den Ausschlag, ob ein Geschehen zur Katastrophe wird oder nicht. Dass wir hier noch immer in die falsche Richtung schauen, zeigt die öffentliche Debatte der jüngsten Katastrophe in Deutschland, die eben keine über eine Gesellschaft von außen hereinbrechende Naturkatastrophe ist, nicht das Resultat einer extremen Wetterlage, sondern das Produkt eines jahrzehntelangen Prozesses der Gestaltung eines Kulturraumes (Siedlungspraktiken, Landnutzung, Bauweisen, et cetera), kurzum: ein gesellschaftliches

Konstrukt, das dem (grundsätzlich absolut vorhersehbaren) *Zusammentreffen* mit den extremen Niederschlägen nicht standhielt, ergo: eine *Kulturkatastrophe*. Die Gesellschaft hätte

Opfer vermeiden können – warum hat sie es nicht getan? Das ist die sozialwissenschaftliche Frage und diese Frage sollte auch Andere interessieren.

Ist es an der Zeit für ein adäquates Forschungszentrum?

Das Interesse am Katastrophenschutz war bis dato nicht eben riesig. Nach Ende des „Kalten Krieges“ zeigte sich, dass Bevölkerungsschutz in Deutschland fast ausschließlich auf den Schutz der Bevölkerung im Verteidigungsfall und nur als Begleitprodukt auch auf den Katastrophenschutz ausgerichtet war. Eingelagerte Materialien wurden als Hilfslieferungen in den Osten geschickt, Sirenen großflächig abgebaut, das zuständige Amt ganz abgeschafft. Nach 2001 folgte dann die sukzessive Kehrtwende, aber bis heute hat die Ausstattung des Katastrophenschutzes

AUTOR



Martin Voss ist Professor für Sozialwissenschaftliche Katastrophenforschung und Leiter der Katastrophenforschungsstelle (KFS) an der Freien Universität Berlin.



Foto: picture alliance

in Deutschland nicht das Niveau von vor 1989 erreicht, während die Herausforderungen sich diversifiziert haben. Auch eine diesen angemessene Krisen- und Katastrophenforschung hat sich bis heute nicht etablieren können. Das breit angelegte Sicherheitsforschungsprogramm des BMBF seit 2007 und die EU-Rahmenprogramme förderten zahlreiche Drei-Jahres-Projekte, in denen Nachwuchswissenschaftlerinnen und Nachwuchswissenschaftler unter schwierigen Bedingungen (eindrücklich beschrieben unter dem Hashtag #IchbinHanna) zu aktuellen Fragen auch zum Bevölkerungsschutz arbeiten konnten. Aber das, was damit leistbar ist, wird den Herausforderungen nicht annähernd gerecht. Die hintergründigen Prozesse, die die Fundamente der gesellschaftlichen Ordnung und damit auch die Fundamente des Bevölke-

rungsschutzes gefährden, lassen sich damit nicht begreifen. Mit den begrenzten Mitteln, die dem Forschungsfeld

» Was soll eigentlich vor was geschützt werden? «

zugestanden werden, lässt sich allenfalls andeuten, wo Lücken sind und was möglich ist, nicht nur an Gefahren, sondern auch an gesellschaftlicher Katastrophen-Vorbeugung.

Wie kann ein ganzheitliches Krisenmanagement gelingen?

Was sind die Grundprobleme? Zum Beispiel, dass der Bevölkerungsschutz die Gesellschaft nicht versteht, zu deren Schutz er beitragen soll. Die heterogene Bevölkerung ist ihm weitgehend fremd, er kennt sie nur als Masse. Und was (Leib und Leben, die Psyche

oder gar die Seele, Eigentum, die Rechtsordnung, die Freiheit, der Lebensstil...?) soll denn eigentlich vor was (Naturgefahren, Technik, Künstliche Intelligenz, Auswirkungen eines gescheiterten Afghanistan-Einsatzes...?) geschützt werden und was ist der Gesellschaft dieser Schutz an Aufmerksamkeit, Zeit und Geld wert? Woher wollen wir das Geld dafür nehmen – weniger in die Bildung investieren oder Unternehmen besteuern?

Ohne Antworten auf diese Fragen kann kein ganzheitliches, integriertes, auf Prävention und Nachhaltigkeit gerichtetes Katastrophenrisikomanagement entstehen, es muss punktuell nachsorgend bleiben, stets den Sündenbock suchend, um so schnell wie möglich wieder zum ansonsten unhinterfragten Alltag zurückkehren zu können. Das Gegenteil wäre aber erforderlich, liegt doch ein Grundproblem in der arbeitsteiligen Zergliederung komplexer Zusammenhänge bei gleichzeitiger Gegenwartsfixierung. Ob Hochwasser, Afghanistan, Pandemie oder Klimawandel – gefordert ist systemisch-vernetztes und nachhaltig auf Zukünfte hin gerichtetes Denken und Handeln. Diese existenziellen Kompetenzen scheinen allenthalben abhandengekommen zu sein.

Ein unabhängiges Forschungs- und Beratungszentrum sollte geschaffen werden, das zuvorderst die erforderlichen Kompetenzen – systemisch und nachhaltig Denken und Handeln – entwickelt. Sodann sind Wissensstände zusammenzutragen, Zustände zu evaluieren, Lücken zu identifizieren und zu schließen, es sollten fortlaufend und nicht nur direkt nach einer Krise oder Katastrophe an Szenarien orientiert immer differenziertere Antworten generiert werden, die in die jeweilige Zeit und zu den sich verändernden gesellschaftlichen Bedingungen und Ansprüchen passen. Ein solches Zentrum wäre eine Kontrollinstanz auf der einen, eine verlässliche, neutrale Informations- und Beratungsinstanz auf der anderen. Binnen kürzester Zeit könnte dieses Zentrum stehen.

Vom Autor sind zum Thema kürzlich ein Arbeitsbericht zu Schlussfolgerungen und „Lessons to learn“ aus der Corona-Krise und ein Konzept für ein zukunftsfähiges „Forschungszentrum Resilienz und Schutz der Bevölkerung“ erschienen.